

X. Der weitere Weg

Mit der Schilderung des Wohnungseinzuges und der ersten gemeinsam in Hannover verlebten Tage ist die Berichterstattung über den langwierigen, mit mancherlei Beschwerden verbundenen Reiseweg von Deutschland nach Deutschland an einen Punkt gelangt, der es erlaubt, ein Fazit zu ziehen und in einem Schlußkapitel den weiteren Weg nur noch in knappen Linienzügen zu skizzieren.

Wir lebten uns - ganz summarisch gesagt - in Hannover gut ein. Im Laufe der folgenden Jahre erfuhr der Haushalt noch etliche wünschenswerte Ergänzungen und Verbesserungen. Mit den Mitbewohnern des Hauses Sporlederweg 14 - später in Nr. 7 umbenannt - gab es im allgemeinen keine Probleme. Sie alle hatten, teils als Sowjetzonenflüchtlinge, teils als Spätheimkehrer, gravierende Erfahrungen mit der sowjetischen Machtsphäre hinter sich. Das wirkte verbindend. Freundlicher Kontakt entwickelte sich zu der aus Bautzen stammenden Familie Rentzsch im Obergeschoß und zur Familie Moltrecht im Erdgeschoß.

Hannover, die eine halbe Millionen Einwohner umfassende niedersächsische Metropole an der Leine, bemühten wir uns fortan als unsere Stadt zu betrachten. Nach und nach zeigte ich Elfriede all das von ihr, was ich zuvor schon allein oder zusammen mit Herrn Lipfert durchstreift hatte. Es gab neben typisch Großstädtischem doch auch allerlei schöne Stellen, die wir immer wieder gern aufsuchten: die Herrenhäuser Gärten, den ausgedehnten Stadtwald mit Namen Eilenriede, den Maschsee, den Zoologischen Garten, die Stadthallen-Anlagen und den Lönspark bei Kirchrode, die meisten Ziele allerdings nur per Bus oder Straßenbahn erreichbar. Mit großem Interesse verfolgte ich den riesigen Traditionsumzug der Schützen jeweils am ersten Montag im Juli vom Bibliotheks balkon aus. Auch erfüllte es mich immer mit Freude, wenn das Bild der Stadt um eine Attraktion reicher geworden war, was u.a. meine persönliche Teilnahme an der feierlichen Einweihung eines Glockenspiels im erhalten gebliebenen Turm der vorm. St.Aegidienkirche durch den Oberbürgermeister bezeugt. Und nicht zuletzt drückte ich der Mannschaft des bewährten Fußballsportvereins von 1896 beide Daumen bei den Ausscheidungskämpfen um die deutsche Meisterschaftsschale.

Wir reihten uns ein in die Lindener Kirchengemeinde St.Martin, besuchten regelmäßig deren Gottesdienste und andere gemeindliche Veranstaltungen. Ein Jahr nach unserem Einzug im Sporlederweg konnte der neben dem alten Turm errichtete Kirchenneubau unter Beisein von Landesbischof Lilje in Benutzung genommen werden. In seiner kahlen Beton-Ziegel-Architektur wirkte dieses moderne Sakralgebäude zwar nicht gerade anheimelnd, doch vermochten wir uns mit der Zeit daran zu gewöhnen.

Im Sommer 1958 wurde uns eine zweite Tochter, Christine, geschenkt. Während die Geburt Renates in eine Zeit böser Existenzgefährdung fiel, war diesmal für Elfriede - vom Aufenthalt in der Klinik angefangen - alles bedeutend erträglicher und leichter zu bewältigen. Ein Kopf mehr in der Familie bedeutete freilich schon eine zusätzliche Aufgabe, doch schätzten wir uns glücklich, neben unserem "Ostkind" nun auch ein richtiges "Westkind" zu haben, das sich dem Äußeren wie der Wesensart nach seiner Geburtsstadt ganz gut zuordnen ließ.

Auch in dienstlicher Hinsicht gestaltete sich der Weitergang recht erfolgreich. Schon während des Haushaltsjahres 1957/58 konnte ich in die Gehaltsgruppe BAT Vb aufrücken. Herrn Lipfert hatte Dr. Meyer eine Inspektorenstelle im Beamtenstatus zugedacht. Daß er auf seine Stellenumwandlung ein gutes Stück länger warten mußte als ich auf meine Beförderung, war mir persönlich recht unangenehm, resultierte aber aus der behördlicherseits in dieser Hinsicht vorgesehenen umfangreichen und umständlichen Prüfungsprozedur. Sechs Jahre

später sollte ich entsprechende Erfahrungen in eigener Sache machen. Noch vor Errichtung der schrecklichen Sperrmauer in Berlin erhielt die Niedersächsische Landesbibliothek einen dritten Zugang aus Weimar. Frau Helga Evers hatte die Konsequenzen gezogen, nicht nur, weil die allgemeinen Verhältnisse an ihrer Weimarer Dienststätte geradezu trostlos geworden waren, sondern auch aus dem Grund, daß sich zuvor nach ihrem Sohn Ingo nun auch noch ihre Tochter Uta nach Westberlin abgesetzt und dort einen Studienplatz erhalten hatte.

Als sich die Belegschaft der Niedersächsischen Landesbibliothek nach so manchem Ärger über die selbstherrlichen und teilweise undurchdachten Auslassungen Dr. Meyers und die engherzige Paragraphenfuchseriei des Herrn Busch dazu aufge-
rafft hatte, gemäß Personalvertretungsgesetz eine Vertrauensperson zur Wahrnehmung der Belegschaftsinteressen zu wählen, wurde ich, ohne daß ich mich dazu berufen fühlte, in diese Rolle förmlich hineingedrängt. Nun hatte ich allerdings in eigener Sache in dem, was Antrags- und Beschwerdeschreiben bei Behörden anbelangt, bereits etliche Erfahrungen gesammelt. Sie machte ich mir denn auch voll für mein Mandat zunutze. Daß ich mit meinen verschiedenen Eingaben für die Betriebsangehörigen neben einigen Fehlschlägen recht beachtliche Erfolge zu erzielen vermochte, überraschte mich selbst nicht eben wenig und führte schließlich dazu, daß ich nach der Konstituierung eines regulären dreiköpfigen Personalrates in die Position des Vorsitzenden gewählt wurde. Als Mitstreiter standen mir anfangs Fräulein Schaumann und Herr Lipfert, später der Letztgenannte und Frau Evers zur Seite. "Bei uns ist jetzt die Weimarer Republik ausgerufen", spottete Dr. Metz, der nach Dr. Meyers unerwartetem vorzeitigen Ausscheiden kommissarisch die Leitungsfunktion übernehmen mußte. Keinesfalls möchte ich mir rückbetrachtend hier eine Gloriole aufs Haupt drücken, waren doch die erwähnten Erfolge in erster Linie nicht meinem drängenden Sprachstil oder meiner überzeugenden Argumentation zu verdanken, sondern den gegebenen Umständen: Im Gegensatz zu Meyer, der stets nach Guts-
herrenart zu regieren trachtete, ließ Dr. Metz die Zügel arg schleifen. Da fiel es dem Personalrat nicht sonderlich schwer, mit seinen Forderungen auf Nachgiebigkeit zu stoßen. Nach Dienstantritt Dr. Totoks und seines quirligen Vertreters und treibenden Managers Dr. Weimann gestaltete sich die Personalratsarbeit gleich um etliche Grade kniffliger. Zum anderen schwebte die Bundesrepublik damals ganz allgemein auf einer genehmigungsfreudigen Welle. Im Zeichen des großen wirtschaftlichen Aufschwungs wurden Arbeitskräfte mehr und mehr zum Mangelartikel und stiegen im Wert. Gewerkschaften, Betriebsräte etc. fanden mit ihren Vorstellungen daher oft rasch Gehör. Selbst Bundes- und Landesbehörden ließen sich erheblich leichter zu Besoldungskorrekturen oder Beförderungen bewegen als vordem und auch in späterer Zeit.

Nicht überall freilich gab es offene Türen einzurennen. Zwei oder drei Jahre nach Dienstantritt in Hannover beschwor mich Herr Dr. Siegel, doch zu ihm an die Bibliothek des Deutschen Patentamts in München überzuwechseln. Eine Bibliotheksoberspektorstelle sei hier neu zu besetzen. Tatsächlich reichte ich, wenn auch mit etwas schwankenden Gefühlen, meine Bewerbungsunterlagen ein. Darüber, daß trotz Befürwortung Dr. Siegels und des Direktors dieser Institution mein Antrag seitens der vorgesetzten Behörde keine Berücksichtigung fand, war ich im Grunde meines Herzens nicht unglücklich. Die mir durch Dr. Siegel kundgegebene Begründung der Ablehnung, die Tatsache nämlich, daß ich bis Ende 1955 in der DDR gelebt hätte und man sich demzufolge meiner nicht völlig sicher sein könne, gab mir freilich doch recht zu denken.

Diplombibliothekare wurden in früheren Jahren mit den Lehrern auf eine Stufe gestellt. Was Einstufung und Vergütung anbelangt, waren ihnen letztere Ende der fünfziger Jahre jedoch um Meilen vorausgeeilt. Auch standen sie im Unterschied zu den Diplombibliothekaren in aller Regel im Beamtenverhältnis. Der Verein der Diplombibliothekare, dem ich mich nach der erfolgreichen Stellenvermittlung als Mitglied angeschlossen hatte, forderte daher, unterstützt

von einsichtsvollen Kräften des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes, mit Nachdruck die generelle Verbeamtung unserer Berufssparte. Dieser Prozeß kam dann auch tatsächlich in Gang, in erster Linie bei den Universitätsbibliotheken, aber auch bei Staats- und Landesbibliotheken, kaum bei kommunalen Einrichtungen. Meine Kollegin Liselotte Pfütze und ich hielten es denn Ende 1961 für ratsam, Antrag auf Verbeamtung zu stellen. Wir mußten uns einer amtsärztlichen Untersuchung unterziehen und etliche Fragebögen ausfüllen. Das Ergebnis war verblüffend. Nach verhältnismäßig kurzer Wartezeit hielt meine glückstrahlende Kollegin ihre Ernennung zur Bibliotheksinspektorin z.A. in Händen. Ich war auf weiteres Warten verwiesen. Wegen meiner DDR-Herkunft nähme die Überprüfungsphase eben längere Zeit in Anspruch, lautete die mündliche ministerielle Antwort.

Monat um Monat verstrich. In mir regte sich mehr und mehr Groll auf die niedersächsische Behördenpedanterie. Mußt du denn überhaupt auf Lebenszeit hier bleiben, kannst du dein Glück nicht auch ganz woanders suchen, so fragte ich mich alsbald. Schließlich startete ich drei Anfragen an Bibliotheken, die lt. "Zeitschrift für das Bibliothekswesen" gerade freie Stellen ausgeschrieben hatten. Meine Hoffnungen richteten sich auf Wolfenbüttel, Tübingen und - nach einer herrlichen Spätsommerwanderung vom Bahnhof Horn über die Externsteine zum Hermannsdenkmal und dann weiter bis Detmold - auf diese Stadt am Fuße des Teutoburger Waldes. Während die Wolfenbütteler Stelle zwischenzeitlich bereits besetzt worden war, Tübingen mir nur eine BAT Vb-Stelle anbieten konnte, zeigte sich der für die Lippische Landesbibliothek Detmold verantwortliche Landesverband Lippe an meiner Bewerbung interessiert. Nach persönlicher Vorstellung am 6. Dezember 1962 erhielt ich die Zusicherung, man wolle mich hier - wie gegenwärtig in Hannover - nach BAT IVb einstufen. In Hannover schüttelte man den Kopf über meine "Flucht aufs Land". Bei etwas mehr Geduld hätte es mit der Verbeamtung doch ganz gewiß noch geklappt. Und überhaupt - wie kann man nur nach Detmold gehen bei dem dortigen unmöglichen Direktor! Der sei doch noch eine verschlimmerte Ausgabe von Meyer...

Es kam, wie es kommen sollte. Am 1. April 1963 trat ich tatsächlich an der Lippischen Landesbibliothek in Detmold mein neues Dienstverhältnis an. Ich habe diesen Schritt nie zu bereuen brauchen. Der "unmögliche", noch bis 1966 tätige Direktor mochte gewiß seine Mucken haben, hatte aber auch seine Vorzüge. Mit ihm verband mich im allgemeinen ein recht gutes Verhältnis. Er setzte sich übrigens auch mit Erfolg bei der vorgesetzten Behörde dafür ein, daß ich am 1. Januar 1966 kurz vor Vollendung meines 40. Lebensjahres doch noch in den Genuß einer Beamtenstelle gelangte.

Ich hatte mir nie vorgenommen, die Detmolder Lebenszeit einer ausführlichen Berichterstattung zu unterziehen, und will das auch in diesem Rahmen nicht tun. Nur so viel sei noch vermerkt: In beruflicher Hinsicht erreichte ich erst hier meine intensivste Wirksamkeit, verbunden mit umfangreicher bibliographischer und in bescheidenerer Weise auch literarischer Tätigkeit. Genau 25 Jahre währte meine hiesige Amtszeit. Mit Wirkung zum 31. März 1988 trat ich als Bibliotheksamtsrat in den Ruhestand. Zuletzt war mir gar noch kommissarisch die Funktion des Stellvertretenden Direktors anvertraut worden.

Elfriede und den Kindern war der Ortswechsel gleichfalls gut bekommen. In Detmold lebte es sich insgesamt doch bedeutend freier und naturnäher als in der Großstadt Hannover, wo wir, damals noch ohne Auto, nur ganz gelegentlich mal in die offene Landschaft gekommen waren und wo wir eine bescheidene Ausfahrt mit dem Zug in den Deister schon als eindrucksvolles Erlebnis empfunden hatten. Noch im Jahre 1963 konnten meine Eltern nach Vaters Pensionierung auf legalem Wege von Waldenburg zunächst nach Hannover, dann nach Detmold übersiedeln und hier ihren Ruhestand verleben. Mein Vater verstarb Oktober 1983 im Wohnstift Augustinum Hiddesen. Meine Mutter, nunmehr vierundneunzigjährig, lebt im Augenblick, wo ich diese Zeilen niederschreibe, dort noch

immer. Wir selbst befanden uns 1985 in der glücklichen Lage, ein Haus in dem nach Detmold eingemeindeten Dorf Brokhausen mit umliegenden Brachgelände zu erwerben. Es ist uns, in erster Linie dank Elfriedes Initiative, gelungen, letzteres nach und nach in einen üppig sprießenden Naturgarten zu verwandeln. Auf diesem uns gehörenden Gelände wohnen wir seitdem mit unserer berufstätigen Tochter Renate und einem liebenswerten und anhänglichen Katargesellen namens Schnuffel in relativer Ungebundenheit. Unsere zweite Tochter, Christine, ist als Dipl.-Forstingenieurin beim Hamburger Umweltsenat tätig und lebt in einem Forsthaus im Niendorfer Gehege. Beide Töchter sind bis jetzt unvermählt geblieben.

Naturgemäß hat die allgemeine politische und gesellschaftliche Entwicklung seit unserer Flucht aus dem "Arbeiter- und Bauernparadies" und dem Eintritt in den Bereich der westlichen Demokratie kein Halt eingelegt und uns immer wieder vor neue Ufer geführt. Die Frage, inwieweit haben solche Veränderungen auf uns eingewirkt, uns mitbewegt und begeistert - oder befremdet und empört, möchte ich für meine Person anhand drei bestimmter, in ihrer jeweiligen Art charakteristischer Zeitbildfolgen zu beantworten versuchen:

Die erste Momentaufnahme entnehme ich dem Spätsommer 1957. Die Wahl zum 3. Deutschen Bundestag stand vor ihrer letzten heißen Phase. Mit großem Eifer hatte die SPD überall ihre außenpolitisch mit Friedens- und Nachgiebigkeitsparolen, innenpolitisch mit ungestümen sozialen Forderungen versehenen Wahlplakate an die Wände geklebt. Schon begannen etliche der zahlreichen Ollenhauer-Konterfeis sich wieder vom Leim zu lösen, und noch immer blieb von der CDU als Regierungspartei nur Kümmerliches zu sehen. Eines Morgens aber prangte an sämtlichen Litfaßsäulen und anderen herausragenden Stellen das sonnengebräunte überlebensgroße Porträt des Bundeskanzlers. Über dem erhobenen Zeigefinger Dr. Adenauers stand die beschwörende Warnung: "Keine Experimente!" Sie zündete. Obwohl die Wählerschaft ursprünglich anderen Einschätzungen stärker zuneigte, erkannte sie doch nun immer klarer: Wir müssen auf der Hut sein, dürfen unsere Freiheitsrechte nicht durch zu große Vertrauensseligkeit aufs Spiel setzen. Die ergänzenden CDU-Plakate mit dem Optimismus ausstrahlenden, eine dicke Zigarre paffenden Antlitz des Bundeswirtschaftsministers Prof. Ludwig Erhard und dem darunterstehenden Motto "Wohlstand für alle" taten ein übriges und stärkten das allgemeine Bewußtsein, sich nach den verheerenden Kriegs- und den mühevollen Nachkriegsjahren nun in einer Periode wachsenden wirtschaftlichen Aufschwungs zu befinden. Ich besuchte zwei CDU-Wahlkundgebungen, eine von einem seriösen bürgerlichen Publikum beherrschte mit dem Bundeskanzler in der Niedersachsen-Halle und eine eher tumulterfüllte mit dem aus Bayern stammenden, sehr temperamentvoll und schlagfertig agierenden Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß im Wülfeler Biergarten.

Noch vor dem grandiosen Wahlerfolg vom 15. September, der der CDU/CSU, was sich in der Geschichte nie mehr wiederholen sollte, über 50% aller Stimmen einbrachte, hatte ich mich aus Solidaritäts- und Identitätsempfinden entschlossen, anknüpfend an die vormalige Ost-CDU-Mitgliedschaft dieser Partei beizutreten. In den Folgejahren hielt sich meine Aktivität allerdings in Grenzen. Zwar fand ich mich zu den Zusammenkünften des Ortsverbandes Linden regelmäßig ein, war aber selten angetan von solchen Veranstaltungen. Fast immer verpesteten dicke Tabakrauchschwaden die Atmosphäre. Einmal hatten sie meine Augen so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß ich tränend den Heimweg antreten mußte. Eine dominierende Rolle spielten in diesem Kreis katholische Arbeitnehmer christlich-sozialer Prägung. Sie rechneten sich ganz betont den "kleinen Leuten" zu, standen aber, im Unterschied zur herkömmlich sozialdemokratisch orientierten Arbeiterschaft, positiv zur Politik der Bundesregierung. Die sozialen Komponenten des Regierungsprogramms wollten sie freilich auch besonders deutlich herausgestellt wissen. In dieser Hinsicht

gab es nicht immer nur Unisono-Zustimmung, es wurde manchmal auch lebhaft Kritik angemeldet. Bei den folgenden Wahlen fungierte ich jeweils als Wahlbeisitzer in einer Lindener Schule. Nach meiner Übersiedlung nach Detmold ließ ich die CDU-Mitgliedschaft bis auf den heutigen Tag ruhen.

Immer wieder wird den Deutschen der fünfziger Jahre vorgehalten, zwar viel an den wirtschaftlichen Wiederaufstieg, aber wenig an die Aufarbeitung der unheilvollen nationalsozialistischen Vergangenheit gedacht und die Schuld insbesondere am jüdischen Volk nicht hinreichend genug eingestanden zu haben. 1967 beklagte ein bekanntes Psychologen-Ehepaar namens Mitscherlich in einem weitverbreiteten Buch, den Deutschen ermangele "die Fähigkeit zu trauern". Inwieweit trifft diese Behauptung zu? Wie verhielt es sich wirklich?

Nach außen hin - das muß man zunächst einmal festhalten - war der Nationalsozialismus für die meisten Menschen kein Thema mehr. Hitler und seine Leute hatten das deutsche Volk in den verhängnisvollen Krieg geführt und ihn verloren. Damit waren sie erledigt und besaßen kein Anrecht mehr auf einen Platz am Fenster. Nirgendwo - zumindest seit dem Verbot der Sozialistischen Reichspartei - ereigneten sich NS-Sympathiekundgebungen oder rechtsradikale Ausschreitungen etwa des in den letzten Jahren bedauerlicherweise zutage getretenen Ausmaßes. Zu Schändungen jüdischer Gedenkstätten kam es allerdings hier und dort, doch weiß man mittlerweile, daß zumindest einige davon die Stasi inszeniert bzw. angestiftet hatte, um die Bundesrepublik Deutschland im Ansehen der Weltöffentlichkeit empfindlich herabzusetzen.

Nicht zu leugnen ist aber, daß es unter der Decke noch manches klammheimliche, zuweilen auch recht ungeschminkt sich äußernde Liebäugeln mit dem Vorangegangenen gab. Ich möchte hier einige ganz zufällige und doch in gewisser Weise symptomatische Beispiele aus eigenem Erleben herausgreifen:

In der Niedersächsischen Landesbibliothek brüstete sich der Senior unserer Magazininghilfen gern, "alter Kämpfer der Bewegung" gewesen zu sein. Zwar propagierte er diese nicht mehr, wollte aber auch kein tadelndes Wort darüber vernehmen, sich vordem einer schlimmen Sache verschrieben zu haben. Ihm persönlich könne man nichts nachweisen. Er habe immer nur seine Pflicht getan. - Eine unserer Praktikantinnen, ein rankes, hübsches, wortgewandtes Mädchen, bekannte sich seltsamerweise zu Otto Strasser, einem ehemaligen Mitstreiter Adolf Hitlers, von diesem aber noch vor dessen Machtübernahme wieder abgefallen, da sich seiner Meinung nach der "Führer" zu sehr mit dem Kapital liiert und dabei die eigentlichen nationalsozialistischen Grundsätze preisgegeben hätte. Wer sich mit ihr in eine Diskussion über weltanschauliche Fragen einließ, zog, wenn er nicht beredsam genug war, trotz besserer Argumente leicht den kürzeren. Der Vater dieser standhaften Maid, nunmehr als Heimathistoriker und Standesbeamter in einer kleinen niedersächsischen Gemeinde zu Füßen der Marienburg fungierend, war vordem an führender Position im Deutschen Ahnenerbe oder einer entsprechenden NS-Organisation zur Begründung und Durchsetzung der nationalsozialistischen Rasse- und Vorgeschichtsvorstellungen tätig gewesen. Sippentreue galt in jenen Kreisen als heiliger Begriff. Die Tochter hatte ihn sich offenkundig zu eigen gemacht und hielt trotzig zu ihrem Vater. Gut 10 Jahre später sollten junge Leute freilich oft auf ganz und gar andere Art ihrem Elternhaus gegenüber reagieren. - Eines Abend wurde bis in die Nacht hinein bei unseren Wohnungsnachbarn mit Messegästen gefeiert. Durch die Wand tönten die gängigen Hits von damals. Auf einmal aber - wir glaubten unseren Ohren nicht zu trauen - erklang, mit aller Inbrunst vorgetragen, Hans Baumanns Hymne "Nur der Freiheit gehört unser Leben". Es folgten "Heilig Vaterland", "Unsere Fahne flattert uns voran", möglicherweise gar noch "Es zittern die morschen Knochen", alles alte Nazi-Weisen. Anderntags entschuldigten sich die Nachbarn bei uns, aber nur wegen des entfachten Lärms. Die Nazigesänge als solche wurden eher als verständniserschütternde Argumente vorgebracht: "Ach, wissen Sie, wir waren so in Stimmung gekommen. Unsere

schönen alten Kampflieder... Das war uns allen mal ein echtes Bedürfnis..." - Nicht wenig schockierte uns eines Tages die kurze Mitteilung in der Tagespresse, daß Herr Kallbach, unser freundlich-jovialer Hausbetreuer und leitender Mitarbeiter der Evangelischen Siedlungsgesellschaft, als vormaliger SS-Hauptsturmführer begangener Kriegsverbrechen angeklagt sei. Wegen Erkrankung des Beschuldigten, so hieß es, habe der Prozeß auf einen unbestimmten Zeitpunkt verschoben werden müssen. Wir konnten nie in Erfahrung bringen, ob die Anklage zu Recht bestand und ob es zu dem Prozeß und einem Urteilsspruch überhaupt noch gekommen ist. Herr Kallbach wohnte übrigens in einem Nebenblock uns schräg gegenüber und blieb dies auch bis zu unserem Wegzug aus Hannover. Besagten Posten in der Siedlungsgesellschaft bekleidete er zum Schluß m.W. aber nicht mehr.

Niemandem kam damals in den Sinn, die Judenverfolgung im Dritten Reich generell zu leugnen oder gar als gut zu bezeichnen. Zu tiefgreifenden Schuldbekundungen persönlicher wie kollektiver Art sah man andererseits freilich keinen Anlaß. Benutzer jüdischer Herkunft wurden in der Bibliothek jedenfalls nicht, wie es heutzutage Stil ist, mit devoter Zuverlässigkeit hoffiert, sondern noch ganz nach ihrem Erscheinungsbild bewertet. Traten sie freundlich und höflich auf, wurden sie auch entsprechend bedient, fielen sie aus dem Rahmen durch gewisse, als störend empfundene Eigenheiten, meldete sich nur zu leicht jener Argwohn zurück, der viele Deutsche gegen die Söhne und Töchter des jüdischen Volkes bereits zu einer Zeit eingenommen hatte, als von einem Adolf Hitler noch keine Spur zu sehen gewesen war. Dem wuseligen, bei Presse und Rundfunk freiberuflich tätigen, überall beflissen sich andienenden und seiner guten Beziehungen sich rühmenden, nie jedoch sich grandig gebärdenden Herrn Lazarus gegenüber war dies z.B. der Fall. Besonders ärgerte man sich darüber, daß er sich so gern besserwisserisch in die Gespräche Dritter einzumischen pflegte. Da war der aus New York angereiste, vormalig in Dresden ansässige Textilkaufmann Krattenstein aus anderem Holz geschnitten. Der handelte sich allein schon wegen seines hemdsärmeligen und patzigen Auftretens im ganzen Haus Mißfallen ein. Offenbar hielt er uns alle durch die Bank für eingefleischte Nazis, denen man es eben zeigen müsse. Als es mir gelungen war, ihm den für seinen Entschädigungsprozeß dringend benötigten Artikel aus dem "Völkischen Beobachter" (oder "Stürmer") zu beschaffen, in dem er wegen "Verführung eines minderjährigen arischen Mädchens" übel bezichtigt worden war, hellte sich seine Miene aber sichtlich auf, und er drückte mir als Anerkennung ein Fünfmarkstück in die Hand. Da er partout nicht zu bewegen war, es wieder zurückzunehmen, verwandten wir es als Grundstock für eine schwarze Nebenkasse zu unserer Ausleihkasse. Hatte sich beim Leihscheinverkauf mal eine kleine Unstimmigkeit ergeben, griffen wir auf diesen als "Krattensteinfonds" bezeichneten Fundus zurück. Bei aller Abscheu gegenüber der nationalsozialistischen Hetzpropaganda in den genannten Presseorganen vermochten wir moralische Makellosigkeit mit dem Namen dieses Mannes nun auch nicht gerade zu verbinden.

Es sei nicht bestritten, daß es den Menschen der fünfziger Jahre an einer historisch vertieften Sicht in das vorangegangene Geschehen vielfach noch gebrach. Dennoch möchte ich nicht in die heute so gern geübte Generalschelte einstimmen, vielmehr versuchen, eine Lanze für die damals eingenommene Haltung zu brechen. Da wäre zunächst einmal festzustellen, daß den Allermeisten, selbst da, wo sie dem Nationalsozialismus als solchem noch nicht rundweg abgeschworen hatten, die Schuld, zumindest aber wesentliche Mitschuld, der für die deutsche Politik Verantwortlichen am Ausbruch des Krieges durchaus bewußt war und daß sie dessen verhängnisvollen Ausgang somit auch als folgerichtige Auswirkung empfanden. Angesichts des Verlustes von Ehegatten, Vätern, Söhnen, Brüdern und sonstigen Angehörigen durch die Kriegseinwirkungen, angesichts der Vertreibung aus der angestammten Heimat und der Zertrümmerung ihrer Häuser sahen sie sich jedoch ganz vorrangig selbst als Opfer des vom Zaun gebrochenen Krieges, nicht aber als dafür mitverantwortlich zu machende

Täter. In ihren Augen erübrigte es sich, über das Selbst-Erlittene hinaus sich noch bei den Menschen anderer Nationen für das ihnen im deutschen Namen Angetane zu entschuldigen. Es genügte, wenn dies die an die Regierung Berufenen taten. Der in Gang gekommene Wiederaufbau erforderte zudem, den Blick strikt nach vorn zu richten und mit tüchtigen Leistungen in der Gegenwart die Vergangenheit vergessen zu lassen.

Zu dem heutzutage so vehement geforderten Bewußtsein kollektiver Mitschuld fehlten nach meiner Einschätzung damals ganz schlicht die Voraussetzungen. Ein diesbezügliches Bekenntnis im Sinne der Mitscherlichs kann berechtigterweise doch nur dort angemahnt werden, wo zuvor nicht nur ein gemeinsames Volks- und Staatsempfinden, sondern ein wirklich kollektives Mitverantwortungsbewußtsein bestanden hatte. Und das ist in dem demokratieunerprobten, noch weitgehend obrigkeitsorientierten Deutschland vor 1945 eben schlechthin nicht der Fall gewesen. Immerhin gestand man weithin schon zu, daß angesichts der eingetretenen Entwicklung mehr Widerstand hätte geleistet werden sollen, verwies zu Recht aber auch darauf, daß solches Tun bei den herrschenden Gegebenheiten nur unter höchster Lebensgefährdung vollbracht und vom durchschnittlichen Staatsbürger einfach nicht erwartet werden konnte. Der erste Präsident der Bundesrepublik Deutschland, Prof. Theodor Heuss, tat deshalb sehr gut daran, die Kollektivschuldthese so energisch vom Tisch zu wischen und durch den Begriff "Kollektivscham" zu ersetzen.

Überlebende wie Nachgeborene sollten aus der Katastrophe von 1933-45 gelernt und ihre Gewissen dahingehend geschärft haben, mörderische Diktaturen und alle kriegerischen Zerwürfnisse schon im Vorgriff zu vereiteln. Und ich glaube doch sagen zu dürfen: Dieser Umdenkungsprozeß ist nach Kriegsende in unserem Volk auf breiter Basis, wenn auch mit manchen Verzögerungen und Vorbehalten, in Gang gekommen. Auf einem anderen Blatt steht die Tatsache, daß rings auf dem Erdball immer wieder neue blutige Kriege toben und die Rechte des Menschen unentwegt weiter mit Füßen getreten werden. Und was das aus meinen Beispielen anklingende Verdrängen, Verharmlosen und Beschönigen vorangegangener unheilvoller Geschehnisse anbelangt, so begegnet uns solches ja nicht ausschließlich nur in Bezug auf die NS-Vergangenheit. Das bei nicht wenigen vormaligen DDR-Bürgern heute zu beobachtende beflissene Bemühen, die Willkür der SED-Herrschaft und ihres Stasi-Apparates als nicht so gravierend, wie es tatsächlich der Fall gewesen war, im nachhinein erscheinen zu lassen, und die Beteuerungen, daß ihr System auch seine guten Seiten gehabt habe, liegen doch auf genau der gleichen Ebene. Wie der Mensch als Individuum dazu neigt, über die dunklen Punkte im eigenen Ich großzügig hinwegzusehen, so verhält er sich auch als Glied seiner Nation im Hinblick auf deren geschichtliche Vergangenheit. Da besteht im Regelfall große Neigung - und dies nicht nur in Deutschland -, die guten Seiten hervorzuheben, die negativen aber möglichst zu überblättern, im Geschichtsbuch anderer Nationen hingegen Negativzeilen um so nachhaltiger zu markieren.

Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre zeigten sich trotz anhaltend günstiger Wirtschaftskonjunktur doch manche Risse im wiedererstarkten deutschen Staatsgebäude. Behielten die Aufbauwilligen der ersten Stunde die Relation zum vorangegangenen Chaos noch fest im Auge und erachteten das Erreichte keinesfalls als Selbstverständlichkeit, war für die Nachwachsenden das Wohlstandsdenken bereits zur Norm geworden. Das Trachten nach einem gehobenen Lebensstandard begann sich in den Köpfen der Bürger so stark und so ausschließlich einzunisten, daß alle sonstigen Aufgaben und Verpflichtungen vernachlässigt, ja außer Acht gelassen wurden. Maßhalteappelle, wie sie Prof. Ludwig Erhard, der Vater des Wirtschaftswunders, an die Bevölkerung richtete, wurden ignoriert, wenn nicht gar verhöhnt. Als er 1963 in die Nachfolge Dr. Adenauers als Bundeskanzler einrückte, verfügte er nicht über eine so geschickte souveräne Hand wie sein Vorgänger, mochte diesem, dem Alter Tribut zollend, zuletzt auch nicht mehr alles zur Gänze gelungen sein.

Und so kommen wir zum zweiten Bildkomplex: Im Volk, vor allem unter der Jugend, begann es Mitte der sechziger Jahre, bedenklich zu rumoren und zu brodeln. In den Universitäten, Schulen, aber auch auf öffentlichen Plätzen, formierten sich junge Menschen gegen den geltenden Verhaltenskodex, ja gegen das verhaßte "Establishment" schlechthin. Rudi Dutschke, ein aus der DDR in den Westen übergewechselter, dennoch dem marxistischen Denkschema verbunden gebliebener Student, war einer der zündendsten Einpeitscher. Als im Frühjahr 1968 bei einer Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien in Berlin ein Student von einer Polizeikugel niedergestreckt und tödlich verwundet worden war, brach in allen Orten der Bundesrepublik wütender Protest aus. Studenten hinderten die Professoren, ihre Vorlesungen zu halten. In den Schulen konnte keine Abiturientenentlassung in gewohnt festlichem Rahmen mehr begangen werden. Der Schülermob stürmte die Podien und forderte öffentliche Diskussion. Doch blieb es nicht bei Ausschreitungen dieser Art. Die Protestbewegung nahm eine immer schrillere marxistische Tönung an. Eine Welle der Mao-Begeisterung schwappte über unser Land. Die theoretischen Schriften des kommunistischen Beherrschers Rot-Chinas galten als Bibel für das neue Denken. Überall öffneten maoistische Buchläden und andere mit Kampfbroschüren bestückte rote Book-Shops ihre Pforten. Mit rhythmischen Händeklatschen skandierten demonstrierende Jugendliche den Namen des legendären kommunistischen Heerführers Nordvietnams: "Ho-Ho-Ho-Tschi-Minh". Gleich hoch im Kurs stand Che Guevara, der südamerikanische Untergrundkämpfer und Weggefährte des kubanischen Diktators Fidel Castro. Die streitbare, 1920 ermordete deutsch-jüdische Sozialistin Rosa Luxemburg stieg in den Rang einer weiblichen Idol-Figur auf.

Axel Springer, Chef einiger Zeitungen mit großem Leserkreis, war derjenige, der sich all jenen Bewegungen am energischsten entgegenstemmte und demzufolge auch am wütendsten von den Protestlern attackiert wurde. Eines Tages zer-schlugen steinewerfende Demonstranten die Fensterscheiben seines Pressezent-rums. Auch andernorts klirrte es bereits. Da konnte ich mich nicht mehr in vornehmer Reserve zurückhalten. Zwar stürzte ich mich nicht in voller Montur in das Kampfgetümmel, schickte immerhin aber der Presse einige deutliche Leserbriefe zu. In einem dieser zeigte ich Parallelen zur sog. Reichskristall-nacht 1938 auf. Klar, daß solch ein Vergleich als höchst unpassend zurückge-wiesen wurde. Ein namhafter Theologe, Helmut Gollwitzer, rechtfertigte sogar ausdrücklich die "Gewalt gegen Sachen", sofern sie nicht "Gewalt gegen Per-sonen" einschließe. Die nachfolgenden Terroranschläge der sog. Rote-Armee-Fraktion um Andreas Baader und Ulrike Meinhof erwiesen dann freilich, daß man in Wirklichkeit von solchen Unterscheidungen wenig hielt. Der Keim des Bösen enthüllt sich auch schon, wenn "nur" gegen Sachen zerstörerisch vorge-gangen wird.

Heute gibt es nicht wenige Personen, auch im Kreis der angesehenen und promi-nenten, die mit unverhohlenem Stolz auf ihr aktives Mitwirken bei den 68er Protestaktionen, gern auch als "Kulturrevolution" bezeichnet, zurückblicken. Ich selbst war damals über diese Entwicklung zutiefst betroffen und bestürzt. Wie kann, so fragte ich mich, das, was den Unterdrückung und Knebelung betrei-benden Mächten der östlichen Hemisphäre als ideologisches Stützkorsett dient, innerhalb eines demokratischen Rechtsstaates zum befreienden Element hochge-jubelt werden? Warum pfeift die hiesige Jugend auf die Einsichten und Erfah-rungen derjenigen, die im Osten den Sozialismus am eigenen Leibe studiert haben? Warum läßt sie sich so voller Verblendung vor ein derart fragwürdiges Gefährt spannen und richtet ihren Unmut nicht, wie es sich gebührte, gegen die Bedroher, sondern faktisch gegen diejenigen, die die Bedrohung abzuwehren bemüht sind? Auch im nachhinein aus heutiger Sicht komme ich prinzipiell zu keiner mildereren Beurteilung.

Nun kann man gewiß nicht alle damaligen Vorkommnisse über einen Kamm scheren. Nicht jede Protestaktion war von vornherein oder ausschließlich politisch motiviert. Wohl zu jeder Zeit strebt die Jugend danach und hat auch ein

Recht dazu, das von der elterlichen Generation Übernommene kritisch zu sichten und gegebenenfalls zu modifizieren oder auch ganz abzulehnen. So mochte der damals eingefahrene Lehr- und Unterrichtsbetrieb tatsächlich nach Reformen verlangt haben. Die Art und Weise jedoch, wie jegliche bestehende Autorität niedergeknüppelt wurde und wie die gesamte Bewegung in ein immer radikaleres politisches Fahrwasser abtriftete bis hin zu Forderungen nach einer ganz neuen Republik, errichtet auf der Basis des sozialistischen resp. kommunistischen Rätessystems im Sinne der Spartakistenbewegung anno 1918, gab Anlaß genug zu weitreichenden Befürchtungen.

Nicht verschwiegen sei, daß hinter dem ganzen rabiaten Aufbruch eine einflußreiche und zielbewußte geistige Strömung fungierte und die Stoßrichtung markierte. In erster Linie ist hier die sog. Frankfurter Schule zu nennen, ein Kreis von Sozial- und Kulturwissenschaftlern, der sich um das seinerzeit von Max Horkheimer und Th. W. Adorno geleitete Institut für Sozialforschung an der Universität Frankfurt gruppierte und in veränderter personeller Zusammensetzung auch heute noch besteht. Vertreter dieser Richtung verfechten eine von Karl Marx und Sigmund Freud abgeleitete kritische Gesellschaftstheorie. Mit seinen scharfgeschliffenen Abhandlungen über die spätkapitalistische Wohlstandsgesellschaft übte der aus diesem Kreis hervorgegangene, in Amerika lebende deutsch-jüdische Philosoph Herbert Marcuse (1898-1979) auf die Studentenbewegung der 60er Jahre und die "neue Linke" die größte Zugkraft aus. Er entwarf das politische Leitbild einer sog. befreiten, von der aufklärerischen Vernunft geleiteten antiautoritären Gesellschaft. Aufgekündigt wurden dabei die auf christlicher Basis beruhenden Wertevorstellungen, wie sie über Jahrhunderte hinweg in Geltung gestanden und sich nach Überwindung des unseligen Einbruchs der Hitlerzeit in der Bundesrepublik Deutschland gerade wieder neu befestigt hatten. Bevorzugtes Angriffsziel bot die Familie, namentlich die Figur des Vaters. Sexuelle Tabus sollten auf der ganzen Linie abgebaut werden, um mehr Glück, Autonomie und Freiheit des Individuums zu sichern und seine Selbstverwirklichung zu fördern. So scherten denn auch allerorten junge Leute aus dem traditionellen Familienverband aus, taten sich zu Kommunen und Wohngemeinschaften unterschiedlicher Gradierung zusammen und entwickelten, wie sie es nannten, alternative Lebensformen. "Heimat" und "Vaterland" wurden als Begriffe aus der Klamottenkiste abgetan. Auch das Wort "Nation" sollte - zumindest von Deutschen - nicht mehr im Munde geführt werden. Dienstbereitschaft und Treue gegenüber dem Staatswesen, in dem man lebt, waren keine gefragten Tugenden mehr. Dafür fand der ominöse Begriff "Gesellschaft" überall Eingang. Soziologie wurde zur beherrschenden Wissenschaft der Zeit. Den Nationalsozialismus bezeichnete man, wie übrigens auch in der DDR, nicht mit seinem eigentlichen Namen. Vielmehr stülpte man ihm, wohl um die eigenen Sozialismusvorstellungen nicht zu entweihen, den von Italien entlehnten Begriff "Faschismus" über. Er diene und dient auch heute noch als Totschlagkeule gegen alles, was nicht in das eigene Konzept paßt. Kann man eine mißliebige Person konservativer Wesensart nicht rundweg als faschistisch brandmarken, so verdächtigt man sie zumindest des faschistischen Gedankengutes.

Nicht alle Blütenträume der 68er verwirklichten sich. Das angefochtene Establishment vermochte wirksame Gegenkräfte zu entfalten und gar zu gravierende Einbrüche zu vereiteln. Die um sich greifende Rauschgiftszene, der sich einbürgernde rüde Umgangston gegenüber denen, die Verantwortung wahrzunehmen haben, und sonstige Auswüchse des neuartigen, in vieler Hinsicht chaotisch anmutenden Lebensstils, von den Terrorakten der Roten-Armee-Fraktion ganz zu schweigen, wirkten auf die stille Mehrheit im Lande so abschreckend, daß dem weiteren Vormarsch der Revolution Grenzen gesetzt blieben. Dennoch: Nicht wenige der einstigen 68er haben den angekündigten "langen Marsch durch die Institutionen" tatsächlich angetreten. Heute besetzen sie maßgebende Posten in Staat und Öffentlichkeit. Es stellt keineswegs eine ungebührliche Simpli-

fizierung dar, wenn ich sage, daß überall dort, wo unserem Gemeinwesen heute Abträgliches anempfohlen und, sofern es die Machtverhältnisse gestatten, auch auferlegt wird, der Geist von 1968 seine Hand im Spiel hat. Zu denken ist dabei nicht allein an die Bestrebungen, der wirtschaftlichen Weiterentwicklung Stolpersteine in den Weg zu legen, sondern auch an die Weigerung, die Zunahme schwerer Kriminalität mit den hierfür erforderlichen härteren Maßnahmen zu bekämpfen, an die Absicht, den Drogenkonsum - zunächst in kleineren Mengen - hoffähig zu machen und dem Zustrom fremdländischer Einwanderer ohne politischen Verfolgungsnachweis keinen wirksamen Riegel vorzuschieben, nicht zuletzt schließlich an das unablässige Drängen, das ungeborene Leben nicht länger mehr unter gesetzlichen Schutz zu stellen, sondern die Entscheidung über dessen Sein oder Nichtsein allein in das menschliche Belieben zu setzen. Vergessen sollten wir auch nicht, daß jene Kräfte, die über Jahre hinweg hartnäckig darauf abgezielt haben, die "DDR" als gleichberechtigten souveränen deutschen Staat anzuerkennen, den begreiflichen Wunsch auf Wiedervereinigung hingegen als unrealistisches reaktionäres Verlangen zu geißeln, zumeist dem 68er Lager entstammten bzw. mit diesem auf gleicher Wellenlänge standen.

Die dritte Bildfolge, die ich hier vorstellen möchte, entwickelte sich nach dem vorab Dargelegten gänzlich unerwartet und, wenn man ehrlich ist, auch unverdient. Doch der Ostblock zeigte zum Ende der achtziger Jahre immer deutlicher, daß er nicht mehr die geballte Macht war, die er zu sein nach außen hin vorgab. Die militärische Hochrüstung verschlang zu viele Mittel. Mit der Wirtschaft ging es den Bach hinunter. Die DDR, fest an die Sowjetunion geschmiedet, geriet mit in den Strudel. Um wirtschaftlich überleben zu können, mußte ihre Führung sich mehr und mehr auf Kompromisse mit dem verhaßten "Klassenfeind" im Westen einlassen. Die Bevölkerung spürte diese Schwäche und wagte, zunehmend Druck gegen die bisherige Einschnürungspolitik der Staatsmacht zu entfalten. Tausende und aber Tausende forderten ihre Entlassung aus der DDR-Staatsbürgerschaft, nicht wenige suchten in den bundesdeutschen Botschaften der Ostblockstaaten Zuflucht und baten um einstweilige Aufnahme. In Leipzig wandelten sich die ursprünglich bescheidenen Kerzenumzüge nach den montäglichen Friedensgebeten in der Nikolaikirche in regelrechte Massenkundgebungen um, die die Herrschenden im Staat in höchste Verlegenheit stürzten. Überall im Lande bildeten sich auf der Basis der in der Tat dringend anzumahenden Umweltverbesserungen oder anderer berechtigter Interessenswahrnehmungen oppositionelle Zirkel, zwar äußerst mißtrauisch beäugt von der Stasi und da und dort auch mit Verhaftungen bedrängt, aber nicht generell ausgelöscht. Die weiteren Ereignisse stehen noch zu frisch in der Erinnerung, um hier in allen Einzelzügen ausgemalt zu werden. Ungarn öffnete als erstes Ostblockland die Grenze nach dem Westen. Kurz nach dem noch mit allen Pomp begangenen 40. Jahrestag des Bestehens der DDR mußte der bis dahin allmächtige Staatsratsvorsitzende Erich Honecker auf Druck seiner eigenen Gefolgsleute das Ruder aus der Hand legen. Die neue Regierung unter Egon Krenz war dem Druck des Volkes erst recht nicht mehr gewachsen.

Am 9. November 1989 - auf den Tag genau 34 Jahre nach meinem Überschreiten der Sektorengrenze in Berlin - brach in dieser Stadt die berühmte Mauer, und zugleich öffnete sich die übrige Staatsgrenze. Von nun an konnten Deutsche im Osten und im Westen wieder ungehindert zueinander und sich die Hände reichen. Aus dem trotzigem Protestruf "Wir sind das Volk" erwuchs sehr rasch die Folgerung "Wir sind e i n Volk". Nun schlug die Stunde Helmut Kohls, des deutschen Bundeskanzlers. Mit energievолlem Einsatz stellte er sich an die Spitze der in Gang gekommenen Wiedervereinigungsbewegung. Er verstand es, das anfängliche Mißtrauen der befreundeten westlichen Staaten zu zerstreuen, vor allem aber, auch den sowjetischen Staatschef, Michail Gorbatschow, zur Erkenntnis zu bewegen, daß der Wille des deutschen Volkes, einen geeinten Staat zu bilden, geschichtlich bedingt und unumkehrbar ist. Keine Frage, ohne die Einsichtsfähigkeit dieses bemerkenswerten sowjetischen Spitzen-

politikers, die keiner seiner Vorgänger zu entwickeln vermocht hätte, würden wir der deutschen Einheit heute wohl noch hinterherjagen. So aber konnte im Sommer 1990 die Umstellung der Mark der DDR auf die D-Mark vollzogen und ein Einigungsvertrag zwischen beiden deutschen Staaten abgeschlossen werden. Volkskammer-, Landtags- und Kommunalwahlen hatten in der DDR inzwischen eine entscheidende Kräfteverlagerung bewirkt und die SED-Vorherrschaft gebrochen. Am 3. Oktober 1990 traten die fünf neuformierten DDR-Länder der Bundesrepublik Deutschland in feierlicher Form bei. Wir waren nicht unmittelbar Beteiligte, sondern verfolgten diesen Staatsakt lediglich im Fernsehen. Doch als wir sahen, wie den Menschen beim Niederholen der DDR-Flagge und dem Aufziehen des bundesdeutschen Paniers unter den Klängen des Deutschlandliedes die Tränen in die Augen traten, mußten auch wir um unsere Fassung ringen. Dieses einmalige Zusammenwirken vielerlei Faktoren war bei aller Erklärbarkeit im einzelnen schon ein echtes Wunder.

Mit diesem überaus beglückenden Bild könnte ich den Gesamtbericht "Von Deutschland nach Deutschland" strahlend beschließen, doch würde ich der Realität damit kaum gerecht. Der Alltag hat uns - im Osten wie im Westen - längst wieder eingeholt und überschüttet uns heute mit alten wie auch neuen Problemen der verschiedensten Art. Wie die Praxis zeigt, bereitet der Eingliederungsprozeß den neuen Bundesländern insgesamt doch wesentlich größere Schwierigkeiten als im ersten Begeisterungsschub vorausgeschätzt worden war. Die scharfen wirtschaftlichen Wettbewerbsbedingungen bei weltweit starker Konkurrenz, das hohe Lohnniveau in Deutschland, dazu der unaufhaltsame Vormarsch der Computer als Rationalisierer des Arbeitsvorganges, können nicht mehr jedermann einen auf Dauer gesicherten Arbeitsplatz garantieren. Das ist hart und den Bewohnern in den neuen Bundesländern nur schwer begreiflich zu machen. Dort hat sich in den letzten Jahren starker Unmut angestaut. Obwohl die Vergangenheit hinreichend bewiesen hat, daß das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte jeder starren staatlichen Lenkung um Meilen voraus ist, kann es doch nicht als Allheilmittel gelten. Es bleibt zu jeder Zeit krisenanfällig. Darum darf man auch nicht allzu verwundert sein, wenn sich zumal in solchen Ländern des vormaligen Ostblocks, wo die freie Marktwirtschaft nur schwer in Gang kommt, wieder Scharen den sozialistischen Parteien und deren Glaubenssätzen anschließen. Auf dem Boden der neuen deutschen Bundesländer ist bei nicht wenigen Menschen die Sehnsucht nach den vormals gegebenen, vom Staat vorgegebenen Regelungen wieder merklich gewachsen. Besonders unglücklich ist man dort über das durch die Öffnung der Grenzen möglich gewordene Eindringen verbrecherischer internationaler Organisationen. Wir, die wir die DDR bereits in den fünfziger Jahren zu einem Zeitpunkt, als der Stalinismus noch in krasser Form blühte, verlassen haben, können jenes DDR-Selbstwert- und Identitätsgefühl, das die drüben gebliebenen Bewohner heute immer wieder hervorkehren, nicht nachvollziehen, müssen aber zugestehen, daß in einem Zeitraum von 40 Jahren selbst unter unschönen äußeren Gegebenheiten Bindungen erwachsen können und auch erwachsen sind, die bestimmend weiterwirken. Dennoch möchte ich die Prognose wagen, daß die kommenden Jahre die noch bestehenden Klüfte überbrücken und nach und nach ganz zuschütten werden.

Mit wesentlich geringerer Zuversicht betrachte ich den weitgespannten Themenkomplex der Natur- und Umwelterhaltung. Längst mißbraucht der Mensch den Schöpfungsauftrag, sich die Erde untertan zu machen, dazu, sie schändlich auszubeuten und in ihrer gewachsenen Substanz zu zerstören. Dringend geboten ist, sich umzubesinnen und neu zu orientieren. Zwar sind zumal in Deutschland zahlreiche diesbezügliche Bemühungen im Gange, wobei eine Steigerung durchaus noch angebracht erscheint, doch ziehen leider viele Länder in der Welt aus vordergründigen ökonomischen Überlegungen noch nicht im erforderlichen Umfang mit, sondern dezimieren die noch vorhandenen Ressourcen, wie z.B. die tropischen Urwälder, in geradezu unverantwortlicher Weise weiter, so daß im großen Maßstab eher mit einer Verschlechterung als einer Verbesserung der Lage gerechnet werden muß.

Aber nicht nur unsere natürlichen Lebensgrundlagen geraten durch menschliche Grenzüberschreitung ins Wanken, auch die geistigen Fundamente drohen wegzubrechen. Bis in die Neuzeit hinein hatte die abendländische Kulturentwicklung ihre Basis im christlichen Glauben. Dem Menschen war bewußt, daß seine Existenz nicht in sich beruht, sondern daß Gott ihn ins Dasein gerufen und ihm seine Gebote auferlegt hat. Die eigene Unzulänglichkeit vor Augen, baute er sein Vertrauen darauf, daß in letzter Instanz Gott alles, wie verheißen, gnädig richten werde. Seit den Tagen der Aufklärung wird der Mensch jedoch in zunehmendem Maße seiner ungeheueren Machtmöglichkeiten und -fähigkeiten inne. Schon für Laplace war die "Hypothese Gott" entbehrlich geworden. Unweigerlich nimmt damit aber auch die Gefahr der Selbstanmaßung und Selbstüberschätzung zu. Große Katastrophen, wie sie die NS-Zeit, aber auch andere Diktaturen im Namen von Nationalismus, Rassismus oder Sozialismus heraufbeschworen haben, sind letztlich als verhängnisvolle Auswirkungen solcher Hybris zu bewerten. Diese zeigt sich aber nicht allein im großen Rahmen des politischen Geschehens, sondern auch im gesamten glitzernden Kaleidoskop des modernen Alltagslebens.

Das Amt der Kirchen ist es, dem Menschen zu helfen, sein Verhältnis zu Gott zu überdenken und zu ordnen, ihm Maß und Ziel vor Augen zu halten. Ihr Dienst wird in unserer Gegenwart jedoch immer spärlicher in Anspruch genommen. Während der vierzigjährigen atheistischen SED-Herrschaft hat der überwiegende Teil der Bevölkerung in den neuen Bundesländern - teils unter Druck, teils aber auch ganz schlicht dem Drang der Zeit folgend - die Zugehörigkeit zur angestammten Kirchengemeinschaft gelöst und sie auch nach der politischen Wende in der Regel nicht wieder aufgenommen. Aber auch in den alten Bundesländern, wo sich insbesondere während der Adenauer-Ära die Kirchen in spürbarer Weise staatlicher Gunst erfreuen konnten, macht sich heute die Tendenz der Aufweichung von Jahr zu Jahr deutlicher bemerkbar. Der Blick über die Landesgrenzen stößt fast überall auf analoge Erscheinungsformen. Demut vor Gott ist nirgendwo mehr gefragt. Gebildete wie weniger Gebildete sparen nicht mit Lösungsvorschlägen aller Art für die Probleme der Welt. Und doch wachsen immer nur neue Konflikte heran.

Die Kirchen ihrerseits tragen allerdings beträchtliche Mitschuld am Glaubensschwund in der Welt. In den sonntäglichen Gottesdiensten begegnet uns vielerorts zwar noch immer das aufrichtige Bemühen um eine gute, zeitbezogene Auslegung des biblischen Wortes, doch läßt sich nicht verhehlen, daß nicht wenige kirchliche Repräsentanten, namentlich meiner Konfession, im Bestreben, dem Zeitgeist hinterherzujagen, sich ihm anzupassen, dabei sind, Wesentliches vom Kern jener Botschaft preiszugeben, die sie nach Christi Geheiß der Welt unabhängig von deren jeweiliger Beschaffenheit und Befindlichkeit ausrichten sollen. Manchen Theologen bedeutet Gott heute nur noch eine andere Formel für Mitmenschlichkeit. Sozialer Aktionismus erscheint ihnen vordringlicher als Verkündigung. Tatsächlich aber zielt die Botschaft des Neuen Testaments nicht auf Weltverbesserung in politischem und gesellschaftlichem Sinne, so notwendig diese an und für sich auch sein mag, sondern auf die menschliche Unzulänglichkeit (= Sündhaftigkeit) und die einzig mögliche Form ihrer Überwindung durch Annahme des im Kreuzestod Christi vollzogenen Gnadenaktes Gottes und seine Weitervermittlung in Gestalt eigener Vergebungswilligkeit den Mitmenschen gegenüber. Während in den Verlautbarungen des Papstes und der katholischen Bischöfe dieser Ansatz unvermindert erkennbar bleibt und ihre Stellungnahmen zu brennenden Gegenwartsfragen fast immer Umsicht, Durchblick, aber auch Glaubenstreue bekunden, hören sich manche Äußerungen evangelischer Spitzenvertreter und synodaler Gremien leider kaum viel anders als die aus dem Sprachrohr linker Parteigruppierungen stammenden an. Die einst bestandene Vertrauensbasis zu den Führungskräften der evangelischen Kirche ist somit im Laufe der Jahre in mir arg zerbröckelt. Das gleiche gilt von den früher begeistert mitgetragenen Evangelischen Kirchentagen. Der auf diesen Veranstal-

tungen heute angeschlagene Tonfall gibt ein ganz und gar anderes Denken und Fühlen zu erkennen.

Sowenig mir die evangelische Kirche in ihrem gegenwärtigen Zustand noch ein echtes geistliches Zuhause zu bieten vermag, sowenig denke ich aber daran, die Mitgliedschaft zu ihr zu löschen, ist ihr Grund doch nicht von den sich jetzt darauf austobenden Mächten des Zeitgeistes gelegt worden, sondern vom Herrn der Geschichte, der zugesagt hat, dafür zu sorgen, daß "die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen werden" (Matth. 16,18). Seit bald 30 Jahren unterstütze ich die von Pfarrer Alexander Evertz aus Dortmund begründete "Evangelische Notgemeinschaft in Deutschland" als regelmäßig zahlendes Mitglied. Unter dem Motto "Kirche muß wieder Kirche sein" nennt diese zwar kleine, aber konsequent evangelisch ausgerichtete Gruppierung mit Hilfe ihres Monatsblattes "Erneuerung und Abwehr" die eingetretenen Mißstände in der Kirche ungeschminkt beim Namen und tritt energisch für die Wiederbelebung des rechten Verständnisses des Evangeliums im Sinne des Apostel Paulus und Martin Luthers ein. In der Zugehörigkeit zur deutschen Nation sieht sie weder eine besondere Ehrerweisung noch eine schmachvolle Belastung, die zu unablässiger Zerknirschung zwingt, sondern ganz schlicht den uns von Gott zugewiesenen Ausgangsort unseres irdischen Wirkens. Über all dem verkenne ich allerdings nicht, daß eine Förderung dieser Art allein nicht ausreicht, um wirksam gegenzusteuern. So kann am Ende dieses Betrachtungspunktes nur mein Eingeständnis stehen, mich selbst nicht in dem von der Zeitlage her gebotenen Maße kampfesentschlossen und einsatzwillig verhalten zu haben. Eine bestimmte Prinzipienfestigkeit in entscheidenden Fragen ist mir vielleicht nicht ganz abzusprechen, am Mut, mit beschwörender Überzeugungskraft dafür in die Offensive zu gehen, hat es mir freilich oft genug gemangelt.

"Neue Ufer" habe ich diesen dritten und abschließenden Teil meines Wanderschaftsberichts "Von Deutschland nach Deutschland" gemäß der vor 25 Jahren erfolgten Vorankündigung benannt. Kein unbedingt origineller Titel, dachte ich während der ersten Zeit des Schreibens. Nun aber finde ich ihn dennoch recht sinnreich, sahen wir uns in der Tat doch auf unserer Wegstrecke immer wieder vor neue Ufer gestellt und mußten so manchen Wasserlauf überqueren. Heute gehöre ich bereits zum Personenkreis der Älteren. Und das letzte Ufer, bei dem der Mensch kein Übersetzen mehr aus eigenen Kräften zu bewältigen vermag, rückt heran. Vielleicht läßt es noch etwas auf sich warten. Möglicherweise liegt es aber viel näher schon als ich mir eingestehen möchte. Da heißt es dann, alles, was einem lieb und wert gewesen ist, aus der Hand zu geben, alles hinter sich zu lassen. Nichts bleibt außer der stummen Bitte, Gott, der Herr, möge das gelebte Leben in Gnade zurücknehmen. Kommt ein Fährmann vom Jenseits und holt uns über den breiten Strom? Mit unserem Verstandesvermögen können wir es nicht vorhersehen und das Wann, Wie, Wo und Wohin uns auch nicht ausmalen; dennoch sollten wir darauf vertrauen, daß Gott vorhat, mit dem Unverweslichen unseres Seins einst Neues ins Werk zu setzen.

Heute, wo ich diese letzten Zeilen meines Manuskripts niederschreibe, begehen wir den 2. Weihnachtsfeiertag des Jahres 1994. Fast zwölf Monate hindurch mit einigen Zwischenpausen hat es mich begleitet und dabei Seite um Seite zugenommen. Ich bin von Herzen dankbar, daß mir Zeit und Gesundheit hierfür geschenkt waren, und ich hoffe, daß mir beides auch in den kommenden Wochen gewährt bleibt, um die noch nötigen Ausbesserungen und Ergänzungen vornehmen und danach die fertiggestellte Reinschrift meiner lieben Familie übergeben zu können.

Zurücklassen der angestammten Heimat, neue Heimat suchen und finden - das waren die zentralen Themen dieses Buches. Der Mensch ist und bleibt im irdischen Leben auf Heimat, auf einen festen Rückhalt, wo er das Haupt betten und sowohl Körper als auch Geist wieder neue Kräfte zuführen kann, von seinem ganzen Wesen her angelegt, und doch befindet er sich zugleich auf steter

Durchreise. Alles Irdische hat letztlich nur provisorischen Charakter. Daher möchte ich hier den Schlußpunkt mit jenen Versen Gerhard Tersteegens setzen, die ihrem Wortlaut nach so schlicht dahergehen und doch den gewohnten und eingefahrenen Blickwinkel unserer Augen so streng, ja unnachsichtig auf jenes hehre Ziel lenken, in das alles einmünden wird:

Ein Tag, der sagt dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, so schöne,
Mein Herz an dich gewöhne,
Mein Heim sei nicht in dieser Zeit!

Abbildungen